

## Schmerzempfindung bei Tieren

Zugleich ein Beitrag zur Rechtfertigung des Tierschutzgedankens<sup>1)</sup>

Von Dr. Otto Weismann †

Die Antwort auf die Frage, was die Naturwissenschaft zur Stützung des Tierschutzgedankens beitragen kann, ist vor allem davon abhängig, welche Stellung die Wissenschaft dem Menschen im Weltganzen einräumt, Je nachdem ergibt sich unter Umständen eher eine Gefährdung und Verneinung des Tierschutzgedankens als eine Bejahung und Unterstützung. Diesen Gedanken möchte ich näher ausführen an der zentralen Frage, mit der der Tierschutz steht und fällt, nämlich der Frage, ob die Tiere überhaupt Schmerz empfinden. Es ist keineswegs so, daß die Frage überflüssig und die Antwort selbstverständlich wäre. Denn die Antwort ist schon mit guten Gründen von beiden Seiten in ganz entgegengesetztem Sinn gegeben worden. Ein Gesetz, das unterschiedslos von Tieren spricht und ihre Mißhandlung mit Strafen bedroht, setzt sich schweren Angriffen aus, auf die der Jurist mit seinen streng definierten Begriffen die Antwort schuldig bleiben muß. Jedes Gesetz verliert seinen Sinn und Wert, wenn es nicht durchgeführt wird. Nun ist es aber eine offenkundige Tatsache, daß täglich Tausende von Tieren durch Menschen zu einem langsamen Hungertode gebracht werden, und das Werkzeug zu diesem langsamen Massenmord kann man bei jedem Krämer für wenige Pfennige kaufen: den Fliegenfänger.

Ohne daß es irgendwie gesetzlich verankert wäre, machen wir in der Beurteilung dessen, was als Tierquälerei anzusehen ist, einen großen Unterschied je nach der Tierart. Unser Mitgefühl gilt vor allem den uns nah verwandten Säugetieren und dann noch den warmblütigen Vögeln. Die übrigen wechselwarmen Wirbeltiere, Kriechtiere, Lurche und Fische stehen uns gefühlsmäßig schon bedeutend ferner und erst recht das Heer der wirbellosen Tiere. Ein vom Spaten entzwei geschnittener Regenwurm bekümmert uns nicht und die uns schädlichen Insekten bekämpfen wir mit allen Mitteln, ohne uns viel Gedanken zu machen, ob sie dadurch Schmerzen leiden müssen.

Ist nun dieser Unterschied, den wir in unserem Mitgefühl mit den Tieren machen, objektiv begründet und wissenschaftlich gerechtfertigt?

Auf diese Frage muß jeder Wissenschaftler zugeben, daß von objektiver Feststellung der Schmerzempfindung bei Tieren überhaupt keine Rede sein kann. Nicht einmal beim Mensch verfügen wir über irgendein Maß, mit dem wir Schmerzen messen und vergleichen könnten. Empfinden und Erleben können wir nur den eigenen Schmerz. Von der Schmerzempfindung unserer Mitmenschen wissen wir nur indirekt durch ihre Mitteilungen und Schmerzensäußerungen, und auf die Schmerzempfindungen von Tieren schließen wir aus ähnlichen Äußerungen, Lauten und Bewegungen, die wir bei ihnen in einer Situation beobachten, in der wir nach eigener Erfahrung selbst Schmerz empfinden würden.

Wer nun gewohnt ist, nur das als Wissenschaft anzuerkennen, was mit mathematischer Strenge beweisbar ist, muß sagen, daß die Wissenschaft von der Schmerzempfindung bei Tieren nichts wissen kann. Aus diesem Grunde fehlt in manchen

modernen Lehrbüchern der Zoologie der Schmerzinn der Tiere vollständig oder findet kaum Erwähnung. Es darf deshalb nicht wundernehmen, daß eine so eingestellte Wissenschaft auch keine Bedenken gegen tierquälerische Experimente wie Vivisektionen kennt. Hier findet der Tierschutzgedanke keine Stütze.

Immerhin könnte man einwenden: wenn die Wissenschaft den Schmerz bei Tieren nicht beweisen kann, so kann sie ihn auch nicht widerlegen. Jeder einzelne kann mit gleichem Recht die Grenze der Schmerzempfindung legen, wie er will. Mit Gründen, die völlig unwiderlegbar sind, behauptet z. B. der deutsche Naturforscher und Philosoph G. Th. Fechner die Schmerzempfindung auch bei der Pflanze. Er untersuchte die Gründe, mit welchen man gemeinhin den Pflanzen eine empfindende Seele abstreitet und findet sie in folgenden drei Tatsachen: Die Pflanzen schreien nicht, sie laufen nicht weg und sie haben keine Nerven. Fechner zerpfückt nun diese Gründe mit großem Scharfsinn und spricht ihnen jede Beweiskraft ab. Was bei Menschen und Tieren die Äußerung und die anatomische Voraussetzung der Schmerzempfindung ist, braucht es ja durchaus nicht für die Pflanzen zu sein. Sie werden eben andere Organe der Empfindung haben als die tierischen Nerven und ihre Empfindung auf andere Weise ausdrücken.

Die Beweisführung Fechners ist ganz unangreifbar. Aber trotzdem kann dieser Forscher nicht als Bundesgenosse für den Tierschutzgedanken angesehen werden. Wir ertragen diesen Gedanken nicht. Wenn die ganze Welt in gleicher Weise Schmerz empfindet wie wir — denn mit gleichem Recht ließe sich dann die Schmerzempfindung auch auf die leblose Welt ausdehnen —, dann können wir es überhaupt nicht vermeiden, Schmerz zu verursachen und unser Selbsterhaltungstrieb

führt uns dann zur völligen Abstumpfung unseres Mitleids. Eine ins uferlose ausgelehnt gedachte Naturbeseelung hebt sich in der moralischen Wirkung selbst auf.

In Indien verbietet die Religion der Hindu jegliche Tötung von Tieren. Westliche Wissenschaftler suchten diesen Glauben zu erschüttern durch das Mikroskop. Wir können keinen Atemzug tun, keinen Schluck Wasser trinken und keinen Bissen essen, ohne dauernd Leben zu vernichten. Was nützt es also, auf das Ganze gesehen, wenn wir die relativ geringere Zahl der sichtbaren Tiere verschonen?

So schwankt das Urteil sogenannter objektiver Wissenschaft zwischen zwei Extremen. Unser natürliches Gefühl hält sich von beiden fern, weil wir die Berechtigung der Analogieschlüsse anerkennen. Je mehr ein Tier menschenähnliche Organisation zeigt und in menschenähnlicher Weise reagiert in Lagen, wo wir Schmerz empfinden würden, um so mehr sind wir geneigt, diesem Tier Schmerzempfindung zuzuschreiben. Wir machen damit unsere eigene Organisation zum Maß des Schmerzes. Dieser Standpunkt ist tatsächlich auch wissenschaftlich der einzig mögliche und jede andere Art hebt sich selbst auf. Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Wer diesen Maßstab ablehnt, dem bleibt nur übrig, auf Erkenntnis überhaupt zu verzichten.

Das Vertrauen in die objektive Gültigkeit dieses Maßstabes der menschlichen Organisation hat am schönsten Goethe ausgedrückt in den Versen:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,  
Wie könnten wir das Licht erblicken?  
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,  
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?“

Damit ist die Überzeugung ausgesprochen, daß es keine Trennung in subjektive

<sup>1)</sup> Aus dem Nachlaß des Verfassers.

und objektive Phänomene gibt, daß unser Auge und unser Denken, an der Wirklichkeit gebildet, dieser angemessen und darum im Stande sind, die Wirklichkeit zu erkennen.

Trotz dieses Vertrauens in unsere Sinne und unser Denken als objektive Erkenntnisorgane ist natürlich die Möglichkeit des Irrtums im einzelnen nicht ausgeschlossen. Genau so wie es optische Täuschungen gibt, so können wir mit unseren Analogieschlüssen bezüglich des Empfindungslebens der Tiere Täuschungen unterliegen. Wir erkennen diese Täuschungen, indem wir verschiedene Sinneswahrnehmungen aneinander vergleichen und korrigieren. Wir dürfen nicht einseitig irgendein menschliches Kennzeichen zum Kriterium der Schmerzempfindung machen. Wir finden aus unserem eigenen Leben ohne weiteres die Korrektur. Der Schrei z. B. ist zwar ein wichtiger Hinweis, aber noch lange kein absoluter Beweis der Schmerzempfindung. Einerseits glauben wir sicher mit Recht nicht, daß ein Säugling dauernd Schmerzen empfindet, wenn er stundenlang schreit, und so wird es auch beim Schrei mancher Tiere sein. Andererseits wissen wir von uns selbst, daß Schmerzen sehr wohl möglich sind, ohne daß man schreit oder sich bangt. Genau so ist es mit den Nerven. Nerven sind in unserer Organisation die unerläßliche Vorbedingung der Schmerzempfindung. Andererseits wissen wir genau, daß viele Nerven gar nichts mit Schmerzempfindung zu tun haben. Aus dem Vorhandensein eines Nervensystems bei Tieren kann man also nicht ohne weiteres auf Schmerzempfindung schließen.

Können wir nun mit der Methode der kritisch angewandten Analogie zu einem Urteil über die Grenzen der tierischen Schmerzempfindung kommen? Selbstverständlich können wir nicht das ganze Tierreich jetzt durchgehen. Ich möchte aber wenigstens ein Beispiel herausgreifen: die Insekten im Vergleich zu den Säugetieren.

Ist hier der Unterschied, den wir gefühlsmäßig in unserem Mitleid machen, durch irgendwelche Beobachtungen gerechtfertigt?

Da ist zuerst einmal das äußere Verhalten, das einen beträchtlichen Unterschied zeigt. Der Verlust eines Gliedes scheint eine Fliege z. B. sehr wenig zu beeindrucken. Besonders auffällig war mir das Verhalten eines Maikäfers, der von einem Laufkäfer bei lebendigem Leibe von hinten her aufgefressen wurde, während der Maikäfer selbst vorne an seinem Blatt weiterfraß, als wäre nichts geschehen.

Auch die innere Organisation spricht dagegen, daß die Insekten in derselben Weise Schmerz empfinden wie die Säugetiere. In der weichen durchbluteten Haut der Säugetiere sitzt der Schmerzsinne gleichsam als Wächter gegen eindringende Feinde. Unsere inneren Organe dagegen sind viel weniger schmerzempfindlich oder sogar ganz schmerzfrei, wie z. B. das Gehirn. Eine Warnung hätte hier auch keinen Sinn mehr. Die Natur ist haushälterisch. Selten verwendet sie verschiedene Mittel zu demselben Zweck. Entweder das eine oder das andere. Dem Insekt hat sie eine andere Sicherung gegeben: den starren Chitinpanzer, das Außenskelett. Dieser ist seiner Beschaffenheit nach sicher so unempfindlich wie unser Fingernagel, und wenn eine Verletzung den Panzer durchbrochen hat, so ist eine Warnung durch Schmerzgefühl sinnlos, weil die Insekten bei ihrem offenen Blutkreislauf doch verloren wären. Darum sterben z. B. die Bienen nach dem Verlust ihres Stachels.

Den Insekten fehlt genau so wie den niederen Wirbeltieren das warme Blut. Kälte und Blutleere macht unsere eigenen Glieder schmerzempfindlich. Darum scheint es auch aus diesem Grunde wahrscheinlich, daß unser natürliches Gefühl, das sein Mitleid den warmblütigen Tieren zuwendet, objektiv begründet ist.

Endlich fehlt dem kaltblütigen Tiere auch die Stimme. Zwar besitzen sie manche

Möglichkeiten zur äußeren mechanischen Lautäußerung: Die Fliege summt mit ihren Schwingkölbchen, die Grille geigt auf den Beinen, die Klapperschlange erzeugt Geräusche mit der Schwanzklapper. Aber unter Stimme, die allein unserem Ohr und unserem Empfinden als Ausdruck der Schmerzempfindung gilt, verstehen wir die Lautäußerung, die aus dem Innern der Tiere mit Hilfe des Atemstroms hervorbricht. Diese Stimme ist in wesentlichen auf die warmblütigen Wirbeltiere, die Vögel und Säugetiere beschränkt.

Wenn wir in dieser Weise die steigende Menschenähnlichkeit zum Maßstab der Schmerzempfindung im Tierreich gemacht haben, ist dann der Schluß berechtigt, daß die Schmerzempfindung beim Menschen am höchsten und bei allen Tieren wesentlich geringer ist als beim Menschen?

Die Antwort auf diese Frage finden wir wieder, wenn wir vom Menschen ausgehen und uns fragen, welche Menschen denn am stärksten Schmerz empfinden oder in welchem Zustand wir selber am schmerzempfindlichsten sind. Und da finden wir, daß wir in der Kindheit körperlichen Schmerzen viel widerstandsloser preisgeben waren und daß die verschiedenen Menschen auch gar nicht in gleichem Maße dem Schmerz unterworfen sind, sondern vor allem die Primitiven und oft auch die Schwachsinnigen und Geisteskranken. Je mehr der Mensch Selbstbeherrschung besitzt, desto mehr kann er mit seinem Schmerz fertig werden. Selbstbeherrschung ist aber gerade das, was wir beim Tiere nicht erwarten können, denn ihm fehlt das Subjekt dieser Beherrschung, das „Ich“. Hier liegt der eigentliche Unterschied zwischen Mensch und Tier viel mehr als auf dem Gebiet der Intelligenz. Die Intelligenzproben, die der Zoologe W. Köhler an Schimpansen gemacht hat, haben ergeben, daß diese klugen Tiere in ihren selbständigen Intelligenzleistungen etwa auf der Stufe eines dreijährigen Menschenkindes stehen, aber über diese Stufe nicht hinauskommen, nicht weil es an Intelligenz fehlt, sondern weil Gier und Unbeherrschtheit die Tiere an der Lösung von Aufgaben da hindert, wo nicht unmittelbar ein sieht bares Triebziel in Form einer Banane als Lohn winkt. Die Tiere kommen nicht zum ruhigen Überlegen, weil sie sich nicht über ihre leiblichen Begierden und Triebe erheben, d. h. innerlich von ihrem Leibesgeschehen keinen Abstand gewinnen können. Ihre Seele ist gleichsam in die körperlichen Organe ausgegossen, es fehlt ihr ein eigenes Zentrum eben das Ich. Von der Schmerzempfindlichkeit dieses Seelenzustandes können wir uns am ehesten ein Bild machen, wenn wir uns an **eigene** Zustände erinnern, wo das Selbstbewußtsein herabgemindert ist, **die** Schmerzempfindlichkeit aber bestehen bleibt. Dies ist der Fall in Fieber träumen. Den Schmerzen, die von einem erkrankten Körperteil **aus**gehen, sind wir in diesem Zustand ohne Entrinnen preisgegeben, weil wir nicht im Stande sind, uns irgendwie abzulenken.

Das gesunde Tier lebt ganz im Genuß seiner Organe. Sprichwörtlich können wir das körperliche Wohlgefühl nicht besser vergleichen als mit dem Wohlgefühl des Fisches im Wasser. Kein Mensch erreicht diesen Grad körperlichen Wohlgefühls. Darum ist aber wahrscheinlich auch das körperliche Schmerzgefühl nirgends höher als bei den Tieren, die zwar in ihrer körperlichen Organisation dem Menschen am nächsten stehen, aber durch das Fehlen eines Ichs nicht die Möglichkeit haben, sich geistig über diese Leibesorganisation zu erheben.

Die Methode der Analogieschlüsse bewahrt uns also einerseits vor einer uferlosen Sentimentalität, befreit uns aber andererseits nicht von Verantwortung. Aber mit einer Verantwortung, die sich tragen läßt! Es läßt sich mit guten Gründen behaupten: So weit subjektiv unser Mitgefühl mit den Tieren geht, insofern also wir uns in sie einigermaßen mitfühlend hineindenken können, so weit wird wohl etwa

auch objektiv ihr Schmerzgefühl gehen. Gerade weil sich hier keine scharfe Grenze ziehen lässt, gibt es auch keinen Freibrief, keine Grenze, jenseits derer man sich alles erlauben dürfte.

Nicht eine Gleichmacherei, die den Menschen selbst zum Tier macht, gibt dem Menschen die rechte Stellung zur Tierwelt, auch nicht seine völlige Scheidung durch eine übergroße Kluft, wie sie diejenigen annehmen, die dem Tier die Seele überhaupt abstreiten, wie der Philosoph Descartes. Der Mensch ist kein Tier und auch kein übernatürliches Wesen. Er ist, wie der deutsche Naturforscher des vorigen Jahrhunderts, Karl Snell, sich ausdrückte, der ältere Bruder der Tierwelt, der Majoratsherr der Schöpfung. Unter einem Majorat versteht man ein Erbrecht, das die jüngeren Geschwister zu Gunsten des Älteren enterbt, ihn aber mit der Verantwortung für die Jüngeren belastet. Wer hier einwenden wollte, der Mensch sei doch das jüngste von allen Lebewesen, der verwechselt sinnliche Erscheinung mit wirklichem Sein. Die Wurzeln des Menschengeschlechts sind nicht in der sinnlichen Natur, sondern im übersinnlichen zu suchen. Das Wort Karl Snells vom Menschen als Majoratsherr der Schöpfung erinnert an die Worte des Römerbriefs, Römer B, 17 und 19: „Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben" und „das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes." Das Tierreich ist dem vergänglichen Wesen unterworfen um unseretwillen. Aber nicht ohne Hoffnung auf Erlösung durch den Menschen, der sie unterworfen hat.

Eine Wissenschaft, welche den ganzen Menschen als sinnliches und übersinnliches Wesen zu erfassen sucht, gibt allein die Grundlage für den Tierschutzgedanken.